

(Nachdruck verboten.)

17]

## Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Ado If Gef.

Romaschow schwieg und blickte auf den mageren, dunklen, aderigen Hals Petersons. Aber Kaisa meinte mit der frechen Sicherheit, die sie stets beim Lügen offenbarte:

„Jurij Merejitsch philosophiert fortwährend. Er sagt, das Tanzen hätte sich überlebt und sei dumm und albern.“

„Er tanzt aber doch selbst,“ meinte Peterson mit tückischer Gutmütigkeit. „Nun, tanzt, meine Kinder, tanzt; ich störe Euch nicht.“

Kaum war er fort, so sagte Kaisa mit falscher Gefühlseligkeit: „Und diesen heiligen, ungewöhnlichen Mann habe ich betrogen! . . . Und wem zuliebe! O, wenn er wüßte, wenn er es nur wüßte!“

„Mazurka générale!“ schrie Bobetinski. „Die Herren nehmen die Damen weg!“

Infolge der langen Bewegung heißer Körper und des vom Parkett aufsteigenden Staubes war es im Saal schwül geworden, und die Flammen der Lichter hatten sich in gelbe Nebelflecke verwandelt. Jetzt tanzten viele Paare, und da der Platz nicht reichte, bewegte sich jedes Paar auf einem beschränkten Raume. Die Tanzenden drängten und stießen sich gegenseitig. Die Tour, die der Tanzordner angab, bestand darin, daß ein einzelner Herr irgendein tanzendes Paar verfolgte. Während er sich um daselbe herumdrehte und gleichzeitig Mazurka tanzte, was sehr lächerlich und ungeschickt aussah, bemühte er sich, den Moment zu erfassen, wo die Dame ihm mit dem Gesicht gegenüberstand. Dann klatschte er schnell in die Hände, was so viel bedeutete wie: er nähme die Dame weg. Der andere Herr aber bemühte sich, ihn hieran zu hindern, und drehte und zog seine Dame fortwährend von einer Seite auf die andere, während er selbst bald zurückging, bald zur Seite sprang und sogar den freien linken Ellbogen in Aktion setzte und damit nach der Brust des Gegners zielte. Diese Tour veranlaßte im Saal stets ein wüstes, unfeines und unschönes Treiben.

„Schaupielerin!“ flüsterte Romaschow leise und beugte sich dicht zu Kaisa hin. „Lächerlich und traurig, Sie anzuhören.“

„Sie scheinen betrunken!“ rief Kaisa verächtlich und warf auf Romaschow einen Blick, wie er in Romanen üblich ist und mit dem Geldmännchen Wöswichter „von Kopf bis zu Füßen“ zu mustern pflegen.

„Nein, sagen Sie, warum haben Sie mich betrogen?“ rief Romaschow böse. „Sie haben sich mir nur hingegeben, damit ich Sie nicht verlasse. O, wenn Sie es noch aus Liebe getan hätten; wenn nicht aus Liebe, wenigstens aus Sinnlichkeit. Ich hätte es verstanden. Aber Sie haben es einzig aus Unmoralität, aus niedriger Prahlucht getan. Schreckt Sie wirklich nicht der Gedanke, wie häßlich wir beide gehandelt haben, als wir uns ohne Liebe aus Langeweile, zur Zerstreuung, sogar ohne Neugierde, nur aus . . . aus Spielerei angehört haben, wie Dienstmädchen Sonntags Sonnenblumenkerne fangen. Wissen Sie wohl: Das ist schlimmer, als wenn ein Weib sich für Geld hingibt. Das geschieht aus Not, Verführung . . . Wissen Sie, ich schäme mich und empfinde Ekel, an diese kalte, zwecklose, unverzeihliche Gemeinheit auch nur zu denken!“

Mit kaltem Schweiß auf der Stirn und traurigen, erloschenen Augen blickte er auf die Tanzenden. Da segelte, ohne ihren Herrn anzusehen, kaum die Füße aufhebend, mit unbeweglichen Schultern und der beleidigten Miene verdrießlicher Unnahbarkeit die majestätische Talmann, und neben ihr sprang, vergnügt wie ein Boz, Epifanow. Da war die kleine Lylatschew, ganz Ponceau mit strahlenden Augen und entblößtem, unschuldigem Mädchenhals . . . Da stand Graf Olsjar mit dünnen, steifen und wie Schenkel eines Zirkels geraden Beinen. Romaschow blickte hin und hatte Kopfschmerzen und wollte weinen. Aber neben ihm stand Kaisa, blaß vor Wut, und redete mit übermäßigem Theaterpathos.

„Reizend! Ein Infanterie-Offizier in der Rolle des kauschen Joseph, des schönen!“

„Ja, ja, in der Rolle . . .“ flammte Romaschow auf. „Ich weiß selbst, daß das lächerlich und erbärmlich ist . . . Aber ich schäme mich nicht, über meine verlorene Reinheit, die einfache körperliche Reinheit zu trauern. Wir beide sind freiwillig in eine Senkgrube hinabgestiegen, und ich fühle, daß ich jetzt nie mehr wagen werde, mich einer guten, keuschen Liebe hinzugeben. Und daran sind Sie schuld — hören Sie wohl: Sie, Sie, Sie! Sie sind älter und erfahrener als ich, Sie haben sich in Liebesfachen schon hinreichend verjuckt.“

Die Peterson erhob sich mit erhabener Unzufriedenheit vom Stuhle.

„Genug!“ sagte sie in dramatischem Tone. „Sie haben erreicht, was Sie wollten. Ich hasse Sie. Ich hoffe, daß Sie von heute ab Ihre Besuche in unserem Hause einstellen, wo man Sie wie einen Verwandten aufgenommen, Sie gespeist und getränkt hat, wo Sie sich aber als solch ein Schuft erwiesen haben. Wie tut es mir leid, daß ich meinem Gatten nicht alles entdecken kann; er ist ein Heiliger, ich bete ihn an, und ihm alles offenbaren — hieße ihn töten. Aber glauben Sie mir, er würde die Ehrentränkung einer wehrlosen Frau zu rächen wissen!“

Romaschow stand ihr gegenüber, blinzelte trampfhaft durch seinen Aneifer und blickte auf ihren großen, welken, von Wut verzerrten Mund. Durch das Fenster drang betäubende Musik; mit verzweifelter Hartnäckigkeit hustete die abscheuliche Posaune, und die zudringlichen Schläge der türkischen Trommel fuhren Romaschow direkt an den Kopf. Er hörte Kaisas Worte nur in Bruchstücken und verstand sie nicht. Aber es war ihm, als wenn sie wie die Trommelschläge ihn direkt an den Kopf trafen und sein Gehirn erschütterten.

Kaisa klappete geräuschvoll den Fächer zusammen.

„O, niederträchtiger Schuft!“ flüsterte sie tragisch und ging schnell durch den Saal ins Toilettezimmer.

Alles war zu Ende. Aber Romaschow empfand nicht die erwartete Befriedigung; von seinem Herzen fiel nicht, wie er sich früher vorgestellt hatte, eine schmutzige und schwere Last. Nein, jetzt fühlte er, daß er unschön, feige und unaufrichtig gehandelt hatte, indem er die ganze moralische Schuld auf ein beschränktes, klägliches Weib wälzte; und er malte sich ihre Bitterkeit, Fassungslosigkeit und ohnmächtige Wut aus und dachte an ihre bitteren Tränen und geschwollenen, roten Augen dort im Toilettezimmer.

„Ich falle, ich falle,“ dachte er voll Abscheu und Gram. „Was ist das für ein Leben! Wie eng, klein und schmutzig . . . Dieses unsittliche, unnötige Liebesverhältnis, Sauferei, Langeweile, tödliche Einförmigkeit des Dienstes . . . Wenn doch nur ein einziges lebendiges Wort, nur ein Augenblick reiner Friede sich einstellte! Bücher, Musik, Wissenschaft — wo sind die?“

Er trat wieder ins Eßzimmer. Hier geleiteten Dsadschi und Romaschows Mottenkamerad Wetfin, den vollständig trunkenen Lech, der schwach und hilflos den Kopf beugte und versicherte, er sei Bischof, zum Ausgang. Dsadschi predigte mit ernstem Gesicht und rollender Stimme wie ein Protodiakon.

„Gib uns den Segen, allerheiligster Priester. Die gottesdienstliche Handlung hat begonnen . . .“

Je mehr der Tanzabend sich dem Ende näherte, um so lauter wurde es im Eßzimmer. Die Luft war derart von Tabakqualm erfüllt, daß die Gäste an den verschiedenen Tischenden sich kaum noch sehen konnten. In einer Ecke wurde gesungen, am Fenster sah man in dichten Haufen beisammen und erzählte sich unanständige Geschichten, die die gewöhnliche Würze aller Mittags- und Abendmahlzeiten bildeten.

Alle diese Geschichten waren gemein, zotig und geistlos, und wie das stets geschieht, hatte die Lacher nur ein Erzähler, nämlich der sicherste und gemeinste, auf seiner Seite.

Wetfin lehrte vom Hofe zurück, wo er Lech in einen Wagen gesetzt hatte, und bat Romaschow, sich zu ihm an den Tisch zu setzen.

„Sehen Sie sich, Schorschchen, wir wollen teilen. Ich bin heute reich wie ein Jude. Habe gestern gewonnen und sprengte heute wieder die Bank.“

Romaschow empfand das Verlangen, sein Herz auszuschütten, jemandem seinen Kummer und seinen Lebensüberdruß mitzuteilen. Er trank ein Glas nach dem anderen, blickte Bettin mit flehenden Augen an und redete in eindringlichem, warmem Tone:

„Wir alle, Pawel Pawlytsch, haben vergessen, daß es ein anderes Leben gibt. Anderswo, ich weiß nicht wo, leben ganz andere Menschen, und deren Leben ist so wohl, so fröhlich, so wirklich! Anderswo kämpfen die Menschen, leiden, lieben stark und innig. . . Mein Freund, wie leben wir! Wie leben wir!“

„N“ ja, Freund, was ist darüber zu sagen, das Leben ist faul,“ erwiderte Pawel Pawlytsch. „Aber überhaupt. . . Das ist ja alles Naturphilosophie und Energetik. Verstanden, Freund, was für ein feiner Witz: Energetik?“

„O, was tun wir!“ geriet Romaschow in Erregung. „Heute laufen wir uns voll, morgen geht's zum Dienst — eins, zwei, rechten, linken — abends wird wieder getrunken, und übermorgen geht's wieder zum Dienst. Ist das das ganze Leben? Nein, so denken Sie doch nur — das ganze, ganze Leben!“

Bettin sah ihn mit trüben Augen, wie durch ein Gtäutchen an, schluckte und begann plötzlich in dümmel, zitterndem Tenor:

„Sie lebte einsam,  
Still im Walde  
Und dreht ihr Spinnrad Tag für Tag . . .“

Ich pfeif' auf alles, mein Engel, und bleibe gesund.  
Von ganzem Herzen  
Liebt sie die Spindel.“

„Wollen spielen, Romaschewitsch — Romaschowski, ich borg' Dir einen roten.“

„Niemand versteht mich. Ich habe keinen Menschen, der mir nahe steht,“ dachte Romaschow traurig. Einen Augenblick fiel ihm Schurotschka ein, die so stark, so stolz und schön war, und eine matte, süße und hoffnungslose Empfindung zog schmerzhaft durch sein Inneres.

Er blieb bis Tagesanbruch im Kasino, sah zu, wie man Stof spielte, und nahm selbst am Spiel teil, freilich ohne Vergnügen und miinteressiert. Eines Tages hatte er gesehen, wie Artshakowski, der mit zwei Fährnissen an einem alleinstehenden Tisch saß, ziemlich ungeschickt die Bolke schlug und zwei Karten auf einmal hinwarf. Romaschow wollte sich einmischen und eine Bemerkung machen, er unterließ es aber und dachte gleichgültig: „Ach, das ist ja doch alles eins, Du besserst dadurch nichts.“

Bettin, der seine Millionen in fünf Minuten verloren hatte, saß bloß mit aufgeworrenem Munde auf einem Stuhl und schlief. Neben Romaschow sah Lechtschenko verdrießlich dem Spiel zu, und es war schwer dahinterzukommen, welche Macht ihn zwang, hier stundenlang mit diesem bekümmerten Gesichtsausdruck zu sitzen. Es dämmerte. Die fliehenden Lichter brannten mit gelben, langen Flammen und flackerten. Die Gesichter der meisten Offiziere waren blaß und schienen erschöpft. Romaschow aber blickte unverwandt auf die Karten, die Häufchen Silber und Papiere, auf das grüne, mit Kreide beschriebene Tuch und wälzte in seinem schweren, benebelten Kopf immer ein und denselben Gedanken über seinen Fall und das unsaubere, langweilige, einsörmige Leben.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilletton.

gl. Das Andenken. „Na endlich, Liese! Ist man gut, daß Du kommst, ich habe Dich schon mit Schmerzen erwartet.“ Die kleine rundliche Frau Beyer fiel ihrer Schwester förmlich um den Hals und lachte und stöhnte in einem Atem: „Solch Umzug ist ja gräßlich, eh man bloß wieder alles in Ordnung hat! Du hilfst mir doch dekorieren, nicht wahr? Du verstehst das so gut. Wo hänge ich bloß die Landschaft hin? Uebers Klavier?“

„Na, du mein Himmel, das werden wir ja sehen. So laß einen doch mal erst raus aus der Pelle!“ Frau Liese machte sich lachend frei und legte Hut und Mantel ab. „Also das ist Deine neue Wohnung?“ Sie ging durch die Zimmer: „Hübsch ist sie, und Du bist ja auch schon ziemlich weit mit dem Einräumen.“

„Ich danke! Wie steht und liegt noch alles, mein Mann hat ja auch so selten Zeit, zu helfen, na, so bald ziehe ich ja nicht wieder.“

„Ihr wäret ja doch auch jetzt nicht gezogen, wenn nicht alles so mit Mutter gekommen wäre.“

„Ja eben. Na, im Grunde genommen bin ich froh, daß ich hier bin, es war mir wirklich zu schrecklich in der Wohnung, wo Mutter gestorben war.“ Sie brach ab und seufzte leicht. Auch über Frau Liefes Gesicht flog ein Schatten.

Frau Beyer wischte sich verstohlen eine Träne aus dem Auge und sagte: „Ja, unsere gute Mutter, ich kann mich noch gar nicht drin finden, daß wir sie verloren haben. Vorhin bekam ich ihr letztes Paar Schuhe in die Hand. Wie mir da zu Mute war! Ich heulte gleich los. „Mein Mann sagt, ich sollte es verbrennen.“

„Fritz ist wohl verdreht? Solch eine Noheit!“

„Er meint, es wedte bloß immer wieder trübselige Erinnerungen.“

„Als ob man sich an seine Mutter nicht immer wieder erinnern kann, als ob einem nicht alles heilig sein müßte, was mit ihr zusammenhing.“ Frau Liese war empört. Ihre Schwester zuckte die Achseln. „Männer sind ja immer so, und es hilft ja auch nichts, Liese, wir müssen uns drin finden. Also meinst Du, daß ich die Landschaft über das Klavier hänge?“

„Um, die Landschaft.“ Frau Liese sah prüfend auf das Bild und auf den vorgezeichneten Platz. „Paßt die nicht besser über das Sofa?“

„Da wollte ich den Regulator aufhängen.“

„Ach so, na dann kann ja die Landschaft über den Schreibtisch; zum Klavier paßt der braune Rahmen nicht recht. Was hast Du denn sonst noch für Bilder?“ Sie trat in die Ofsenede, wo noch ein ganzes Paß Bilder an der Wand lehnte und sah sie durch: „Kauft und Bretchen? Nein, die Vereinsphotographie! Na die erst reat nicht! — Aber hier — Mutter's beide Oeldruckbilder — die gehen doch.“ Sie langte zwei dunkle Bilder mit abgemalten Goldrahmen hervor, zwei Ritterfräulein, die mit verstämmten Blicken auf die Rosen in ihren „Lilienhänden“ holdselig niederlächelten. „Na, Bertchen, die nehmen wir,“ rief Frau Liese.

„Allein „Bertchen“ winkte ab. „Die? Nein, die laß man, mit denen hab' ich ganz was anderes vor!“

„Was?“

„Die sollst nämlich — Du haben.“

„Ach so, na dann kann ja die Landschaft über den Schreibtisch; zum Klavier paßt der braune Rahmen nicht recht. Was hast Du denn sonst noch für Bilder?“ Sie trat in die Ofsenede, wo noch ein ganzes Paß Bilder an der Wand lehnte und sah sie durch: „Kauft und Bretchen? Nein, die Vereinsphotographie! Na die erst reat nicht! — Aber hier — Mutter's beide Oeldruckbilder — die gehen doch.“ Sie langte zwei dunkle Bilder mit abgemalten Goldrahmen hervor, zwei Ritterfräulein, die mit verstämmten Blicken auf die Rosen in ihren „Lilienhänden“ holdselig niederlächelten. „Na, Bertchen, die nehmen wir,“ rief Frau Liese.

„Ja Du, Liese, als Andenken an Mutter; Du hast ja von ihren Sachen nichts nehmen wollen und . . .“

„Nede doch nicht von den alten Sachen! Wir haben ja, was wir brauchen, und bei Dir ist unsere geliebte Mutter gestorben.“

„Ja, wenn auch, ein Andenken sollst Du doch haben. Du sollst das haben, was ihr das liebste war. Also nimm nur die Bilder, Du weicht ja, wie sie an den Bildern hing, Vaters erstes Weihnachtsgeheim, das war ja ihr größtes Heiligtum, das bekommt jetzt Du.“

„Nein Bertchen, das raube ich Dir nicht, wo Dir jede Kleinigkeit von Mutter heilig ist. Soviel Großmut nehme ich nicht an.“

„Ach, Lieschen, da von Großmut zu reden! Es wird mir die größte Freude sein, wenn die alten lieben Bilder bei Dir hängen.“

„Nein, nein, auf keinen Fall!“

„Ich schide sie Dir morgen früh mit meinem Mädchen.“

„Ja, werde Dir furchtbar böie, wenn Du Dich so beraubst! Komm' nur, wir hängen sie gleich auf. Hier über das Klavier, ja!“ Sie stand schon auf der Leiter und hielt die Bilder an die Wand, nahm sie aber auch im gleichen Moment wieder ab: „Nein, da passen sie nicht hin.“

Frau Beyer machte ein süßsaures Gesicht: „Die passen hier überhaupt nirgends hin.“

Frau Liese nickte gedankenvoll: „Das stimmt schon.“

„Also kommst Du sie doch ruhig hinnehmen, Lieschen; häng' sie doch in Euer Speisezimmer.“

„Menschenskind, Du kommst wohl nicht dafür? Zu mein modernes Speisezimmer, die alten Dinger! Ich wüßte nicht, wohin damit? Wir sind doch stilvoll eingerichtet!“

„Na, wir doch auch.“

Sie schwiegen beide und sahen auf die Bilder, plötzlich sagte Liese: „Sie sind eigentlich scheußlich.“

„Polizeiwidrig scheußlich“, platzte Berla heraus.

„Ach darum wolltest Du sie mir anschiern?“

„Und Du sie nicht nehmen?“ Sie lachten plötzlich beide hell auf.

„Durchschaut, Schwesterchen,“ sagte Liese. „Aber recht hast Du, es ist unmöglich, sie aufzuhängen.“

„Na, das sage ich ja. Ich habe mich schon genug über die Diebster geärgert, wie Mutter sie in der Stube hatte, aber Mutter war ja rein bernarrt in sie. Was macht man denn damit? Der Trödler gibt nicht drei Groschen dafür.“

„Sted sie in den Ofen.“

„Ach dafür sind sie zu schade. Ich hab es übrigens, ich schenk sie Käthe?“

„Unserer teureren Schwägerin? Das ist 'ne Idee.“

Ich schide sie ihr noch heut mit dem Mädchen. Sie hat mich ohnehin um ein Andenken von Mutter gebeten. Das Schaf versteht ja nichts von Bildern, die hält die Diebster noch für Gemälde und uns für ungeheuer freigebig. Und wenigstens bleiben sie dann in der Familie.“

„Na eben.“ Liese nickte.

„Bergig aber nicht, ihr Klar zu machen, wie lieb und wert Mutter die Bilder hielt, und daß sie eigentlich ihr teuerstes Vermächtnis sind . . .“

k. **Russische Volkslieder.** Eine interessante Arbeit über die Lieder der russischen Bauern wurde kürzlich von der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg veröffentlicht; es ist eine Auswahl von solchen Liedern, die Eugenie Vinow mit Hilfe des Phonographen gesammelt hat. Sie bilden kein einfaches Melodienalbum, sondern einen kompensiösen Band und bieten außer der sehr sorgfältigen Notierung der gesammelten Lieder sehr genaue Angaben. Der Gedanke, die Volkslieder zu sammeln, wurde in Amerika in der Verfasserin angeregt. Sie hielt in mehreren Städten, in New York, Boston, Chicago Vorträge und ergänzte sie durch Lieder. Dabei wurde mehrmals die Frage an sie gestellt: „Singen Sie echte Volkslieder?“ Wenn sie dann bejaugend antwortete, fühlte sie sich beunruhigt und fragte sich, ob sie wirklich das Recht zu solcher Antwort hätte. Was sie bis dahin gesungen, stammte aus den besten Publikationen, aber ihr war noch nie der Gedanke gekommen, selbst bis zu den Quellen vorzudringen. Nach sechs Jahren unermüdlicher Arbeit hat nun Eugenie Vinow dem Publikum eine Sammlung von Originalliedern vorgelegt, die allen Wünschen, die man daran stellen kann, entspricht. Die Lieder sind sehr naive, viele gehören dem Gebiet der Parabel an. So wird z. B. in dem Liede „Doolchina“ dem Birkenholz, das ohne Flamme verbrennt, eine junge Frau verglichen, die ohne Liebe geheiratet worden ist und die nun schmachtend, verfolgt und unversanden in der Familie ihres Mannes lebt. Ein zartes kleines Gebieth beginnt mit den Worten: „Singe nicht, kleine Nachtigall“. Der Vogel soll nicht singen, weil sein freudiges Lied den Schmerz eines jungen Mannes erhöhen würde, der ihn singen hört, und dessen ungetreue Verlobte in diesem Augenblick am Arm seines Nebenbuhlers in die Kirche geht. In einem anderen melancholischen Liede wird eine Verheiratete gebeten, einen Gefangenen in seinem finsternen Verließ zu trösten. In einem Reiferungslied: „Das Tal“ wird das Los der Leibeigenen bejammert, „deren Leben nur ein langes Leiden ist“. Alle russischen Komponisten schöpfen aus derselben Quelle, alle hängen vom Volkslied ab, besonders Glinka, der Schöpfer der russischen Nationaloper, und seine Nachfolger. Spuren des Volksliedes findet man in den Kompositionen von Vertowshy, Scrow, Marenberg. Selbst die Musik Tschajkowsky ist voller Anklänge an die Volkslieder, obgleich der Künstler einmal erklärte, daß er diese Lieder sehr wenig gekannt habe. Harmonisch fügen sich diese russischen Volkslieder sehr schwer den Regeln der modernen Musik. Viele werden im Chor gesungen. Die erste Stimme, gewöhnlich ein Mezzosopran oder ein Alt, bringt zuerst das Thema, und die anderen Stimmen vereinen sich darauf, um es aufzunehmen und Harmonien hineinzuwickeln, die oft den Charakter einer Improvisation haben. Natürlich können nur musikalisch begabte Personen so phantasieren, die anderen folgen im Gleichklang oder in der Oktave. Die Spinnerinnenlieder und die im Hause zur Begleitung kleiner häuslicher Arbeiten gesungenen Lieder haben gewöhnlich ein lebhaftes Tempo und werden mit weicher Stimme kunstvoll vorgetragen. —

— **Angeborene Wortblindheit.** Ueber diese Erscheinung (vergleiche Unterhaltungsblatt Nr. 103) wird der „Fr. Deutsch. Presse“ von einem Lehrer geschrieben: Ich möchte folgenden Fall aus meiner Praxis über angeborene Wortblindheit mitteilen, denn ich glaube, daß diese Abnormalität häufiger vorkommt, ohne daß der Fall eine jauchverständige Beurteilung und Behandlung erfährt.

Als Lehrer einer mehrklassigen Volksschule einer größeren Provinzialstadt sollte ich die Kinder zum Michaelistertmin aufnehmen und weiterführen, welche die Unterstufe ein Jahr lang mit Erfolg besucht hatten. Unter diesen befand sich ein Knabe Sch., der, wie mir sein früherer Lehrer mitteilte, bereits zwei Jahre in einer Grundstufe Unterricht empfangen hatte. Er konnte aber kein Wort lesen, obwohl er ungewöhnlich begabt war. Der Knabe kam zu mir. Ich sehe den kleinen Kerl mit den klugen Augen noch heute nach 24 Jahren klar im Geiste vor mir stehen. Der dicke Kopf saß auf einem untersehten Körper, aber die Gesichtsfarbe war blaß, und ein schwermütiger, leidender Zug gab dem Knaben das Aussehen eines Erwachsenen. „Sage einmal, lieber Junge, ist es denn wirklich wahr, daß Du gar nicht lesen kannst?“ Ein paar große Tränen liefen über das Gesicht und eine volle Stimme antwortete: „Nein, ich kann wirklich nicht lesen und kann es auch nicht lernen.“ „Wie kommt das? Magst Du es nicht erlernen?“ „Ja, ich will es sehr gern, gebe mir auch große Mühe, meine Eltern ebenfalls; aber ich lerne es nicht.“ „Mein Junge,“ sagte ich, „wenn es Herr G. gestattet, nehme ich Dich doch in meine Klasse.“ Ein Blick voll Dankbarkeit und ein Ausdruck eines Kleinen, dessen Hand waren eine Belohnung für mich, wie ich je kaum wieder erhalten habe.

So war P. S. mein Schüler und junger Freund. Am ersten Schultage erhielt ich wieder einen Händedruck — diesmal sehr zaghaft. „Was willst Du, mein Junge?“ „Ach, bitte, lassen Sie mich nicht in der Reihe lesen, dann lachen die anderen und ich muß weinen.“ „Gut, mein Junge, die anderen Knaben werden nicht über Dich lachen.“ Nun habe ich einen so begabten Schüler nie gehabt, obwohl die ganze Klasse vorzüglich gedieh und mir nur Freude gemacht hat. P. S. hatte einen ausgebildeten Verstand, wie wenige Menschen; fürs Rechnen war er ein „Hellscher“, der jede Zahlenoperation im Kopfe löste, ohne daß es ihn auch nur anstrengte. Oft fragte ich ihn: „Junge, wie machst Du das?“ „Daß

weiß ich nicht; aber soviel kommt heraus.“ Jedoch lesen konnte er nicht. Ich schickte ihn zum Arzt. „Ja,“ sagte er, „der Doktor weiß auch nicht, was mir fehlt. Zunächst will er mich auf „Würmer“ behandeln, dann das, dann das.“ So mochte fast ein Jahr vergangen sein; meine Knaben waren mein Stolz und meine Freude. Plötzlich sagte P. S.: „Herr N., lassen Sie mich, bitte, einmal lesen.“ Es geschah. S. las deutsche und lateinische Druckchriften in jedem Buche, Schweißschrift in Heften und Briefen und sein Gesicht glänzte vor Freude. „Junge,“ sagte ich, „wie hast Du das gelernt?“ „Ich weiß es nicht, aber ich kann’s!“ Was aus dem Knaben später geworden ist, weiß ich nicht. —

a. **Die Temperenzler in den Vereinigten Staaten** von Nordamerika führen einen verzweifelten Kampf gegen den Teufel Alkohol, der ihren Bestrebungen mit immer neuer, ungeahnter Cataniaude entgegentritt. Sie betriegen ihn in jeglicher Gestalt, ob er als fröhlicher Bacchus, als wilderiger Gambrius oder als echter, rechter Schnapsstufel austritt. Sie betriegen ihn wohl, aber sie besiegen ihn nicht. Wo sie die Macht haben, das heißt die Majorität in der Gemeinde, da dulden sie keinen Ausschank, wenigstens keinen öffentlichen. Nur der Apotheker besitzt ein wohl-assortiertes Lager von Whiskey und Brandy, von Wein und Porter und Ale, als Stärkung natürlich nur und als Heilmittel. Kommt ein Fremder in eine solche „trodene“ Gegend und es ist gerade Sonntag, so kann er selbst für teures Geld nirgends ein iahmunes Getränk nach einem Gläschen befriedigen. Mit heimtückischem Lächeln verlangt der Apotheker nach einem ärztlichen Attest, welches bezeugt, daß der Mensch manchmal sogar am Sonntag ein Schnäpschen notwendig braucht. Freilich, wer einen guten Freund in Städtchen hat, der kann lachen, denn daheim im stillen Kämmerlein — heißa, juchhe! Der „anständige“ Amerikaner fürchtet den Temperenzler wie ein armer, geängstigter Sünder den Pfaffen, vor dem er sich als Schuldigen fühlt. Er liebt seinen Whiskey, aber es ist ihm peinlich, wenn es jemand merkt. Und die Temperenzler passen auf! Keine Nachsicht wird geübt; besonders die Weiber sind fanatisch. Carrie Nation ist ja weltbekannt geworden, wie sie vor einigen Jahren mit ihrem Beil durch Kansas zog, die losbaxften Voreinrichtungen beschädigte, Spiegel und Gläser zerbrach; und man mußte sie gewähren lassen, denn sie hatte eine Männergarde hinter sich, die zum äußersten bereit war.

Ein Schankwirt ist den Temperenzlern ein fürchterlicher Mensch, eine Art Verbrecher, der auf keinerlei Achtung Anspruch erheben darf. Sie machen ihm das Leben sauer, wenn sie ihm die Existenz nicht untergraben können. Wer einen Ausschank betreiben will, muß dazu eine Lizenz erwerben. Die Lizenz kostet viel Geld und ist um so teurer, je mehr die Temperenzler in einem Gemeinderate, der die Höhe bestimmt, ein Wörtchen mitzureden haben. In großen Städten überwiegt der Einfluß der Gastwirte mit ihrem Anhang und ihren Hintermännern, den Brauereien und Brennereien, alle Temperenzbestrebungen, und die Lizenz beträgt nur etwa 100—200 Dollar pro Jahr. In kleinen Ortschaften dagegen ist es den Temperenzlern oft gelungen, eine unerhörliche Höhe festzusetzen. Da werden 300, 500, 800 Dollar und darüber verlangt. Der Alkoholkonsum läßt deswegen nicht nach, wohl aber leidet die Gatte der Getränke sehr stark darunter, so daß mitunter ein scheußlicher, giftiger Stoff als Whisky zum Ausschank kommt.

In Staate Süd-Karolina sind vor einigen Jahren „Staatskneipen“ eingeführt worden, um gute Ware zum Ausschank zu bringen und zwischen Temperenz und Unmäßigkeit zu vermitteln. Der Spirituosenverlauf wurde verstaatlicht, der Verkauf fand in Ladengeschäften statt, wo man nur kaufen, aber nicht trinken konnte. Die Bar wurde abgeschafft. Das war die Temperenzidee von Tillmann, dem Senator von Süd-Karolina. Das „Philadelphia Tageblatt“ schreibt dazu und über die Verhältnisse in Süd-Karolina: „Tillmann ist nicht gegen einen Schnaps, wenn er gut ist, aber er ist gegen das Besaufen. Tillmann bildet sich nicht ein, daß die Bürger seines Staates zu Abstinenzlern gemacht werden können. Das ist gegen die menschliche Natur in Süd-Karolina und meistens auch anderwärts. Zudem handelt es sich dort noch um interessante Nebenumstände. In den Bergen von Süd-Karolina gehen keine Eisenbahnen und die Bergbauern können ihren Mais nicht auf den Markt bringen. Folglich verwandeln sie ihn in Schnaps, wozu sie keine Lizenz haben. Dafür stehen sie in ewigem Krieg mit den Steuerbeamten Onkel Sams und mancher brave Mann aus den Appalachen Bergen ist darob in seinen Stiefeln gestorben. Wer dort Schnaps haben will, hängt des Nachts den „Butterkeffel“ aus und tut einen Vierteldollar hinein. Am anderen Morgen ist der Vierteldollar weg und der Kessel voll „Bergtau“. Bei solchen landesüblichen Sitten ist Prohibition oder Temperenz ein leerer Wahn. Ein Staatsmann wie Tillmann mußte einsehen, daß damit nichts anzurichten war.“

Nun, man sollte dem neuen System in der ersten Zeit viel Lob, dann wurde allerlei gemunkelt, bis schließlich durch eine Untersuchung eine große Korruption in der Verwaltung festgestellt wurde. Das war wieder Wasser auf die Mühle der strikten Temperenzler, aber gegen den „Bergtau“ war alle Mühe umsonst. —

**Medizinisches.**

t. **Die Nadel in der Lunge.** Operationen der Lunge gehören zu den allerschwierigsten Aufgaben der Chirurgie und werden daher nur mit großer Vorsicht dann vorgenommen, wenn ein Eingriff unvermeidlich geworden ist. Einen merkwürdigen Fall dieser Art veröffentlicht Dr. Russell im Londoner „Lancet“. Er betrifft

einen Knaben von zwölf Jahren, der eines Tages ins Krankenhaus gebracht wurde. Fünf Wochen zuvor hatte er auf einem Schaufelstuhl gesessen, während er in seinem Munde eine große 7 1/2 Zentimeter lange Luchnadel mit schwarzem Knopf hielt. Der Stuhl kippte plötzlich nach hinten, und bei der Anstrengung, sich aufzurichten, verschluckte der Knabe die Nadel, die ohne Husten oder Krampf des Zäpfchens hinterglitt, und zwar nicht in die Speiseröhre, sondern in die Luftröhre. Zunächst stellten sich auch keinerlei Folge-Erscheinungen ein, bis eine Woche später ein störender Husten begann und dann nach einer weiteren Woche ein blutiger Auswurf. Man schritt zu der fürs erste wichtigen Maßnahme, den Verbleib des Fremdkörpers durch Röntgenstrahlen festzustellen, und entdeckte die Nadel im linken Ast der Luftröhre etwa 5 Zentimeter unter deren Gabelung. Der untersuchende Arzt riet einen Versuch zur Herausziehung der Nadel mit einem Elektromagneten zu machen, den er selbst konstruieren wollte, zu dessen Anwendung jedoch die vorausgehende Ausführung des Luftröhrenschnitts als notwendig erachtet wurde. Eine zweite Durchstrahlung lehrte jedoch, daß die Nadel mittlerweile bereits in die Lunge eingetreten war, so daß keine Aussicht darauf mehr bestand, ihrer durch die Luftröhre hindurch habhaft zu werden. Noch immer litt der Knabe wenig, und auch die Temperatur war nur schwach gesteigert. Da jedoch vorausgesetzt war, daß die durch die Nadel in der Lunge verursachten Verletzungen immer bedeutender und bedenklicher werden würden, wurde die Operation beschlossen. Angesichts der großen Gefährlichkeit des Eingriffes unternahm der Arzt zuvor Versuche mit der Lunge eines toten Körpers, in die er eine Nadel etwa in gleicher Lage wie bei dem Patienten hineingebracht hatte. Die Sache verlief möglichst günstig, indem sich nur ein kleiner Einschnitt in die Lunge als nötig erwies, worauf die Nadel mit einer Zange gefaßt werden konnte, ohne daß eine starke Blutung eintrat. Daß die Operation notwendig und unaufschiebbar gewesen war, bewies die Tatsache, daß sich bereits etwas Eiter in der Umgebung der Nadel gebildet hatte, der nur selbstverständlich beseitigt wurde. Nach der Operation litt der Patient an großer Aufregung, dann noch an etwas Atemnot und allgemeiner Uebelkeit, aber nur mäßigem Fieber. Die Operationswunde war nicht völlig geschlossen worden, so daß der Zustand der Lunge an der betreffenden Stelle noch weiter beobachtet werden konnte. Nach vier Tagen trat eine wesentliche Besserung ein, und schon zwölf Tage nach der Operation konnte der Knabe das Krankenhaus bei völliger Gesundheit verlassen. Besonders merkwürdig an diesem Bericht ist der Umstand, daß der sehr kleine Einschnitt in der Lunge überhaupt nicht bernäht wurde, sondern sich von selbst wieder schloß. Uebrigens zeigt der Fall wieder mit großer Deutlichkeit den unschätzbaren Wert der Röntgenstrahlen für die Feststellung von Fremdkörpern im Innern des Menschenkörpers. —

### Aus dem Tierleben.

— Schwalben in Not. Aus der Pfalz wird der „Frankf. Zig.“ geschrieben: Die Natur ist oft grausam gegen ihre Kinder. Schon seit dem 20. September herrscht hier in der Pfalz — jedenfalls wird es in anderen Gegenden nicht besser sein — eine äußerst rauhe Witterung. Bei einer Temperatur von 7—8 Grad gehen Tag für Tag die heftigsten Regenschauer nieder. Wohl noch selten hat die Traubenlese bei einer so ungünstigen Witterung stattgefunden wie in diesem Jahre. Besonders leiden die Schwalben unter diesem rauhen Wetter. All die Müdenschwämme, die sonst die warme Herbstluft bevölkerten und den jagdlustigen Schwalben reichliche Beute und Nahrung darboten, fehlen schon seit etwa zwei Wochen vollständig. Die Schwalben sind darob in große Not geraten. Ihr frohes Gezwickel ist verstummt. Bis zum Tode ermattet, fliegen sie dicht über die Erde hin, fallen zu Duzenden erschöpft nieder, und bald schließt sich das müde Auge für immer. Merkwürdig ist es, daß sich die im Felde umherfliegenden Schwalben fast stets in der Nähe der Traubenlese halten, diese bald dicht umschwärmen, bald mitten durch die Schar der Wingerinnen hindurchfliegen, bald sich in ihrer unmittelbaren Nähe auf die Weinbergpfähle und Drähte zum Anruhen niederlegen. Diese auffallende Tatsache, die ich jetzt schon tagelang zu beobachten Gelegenheit hatte, gibt dem Vogelfreund zu denken. Was treibt die Schwalben in ganzen Scharen so dicht an die Menschen heran? Suchen sie etwa in ihrer großen Not, in die sie der Hunger gebracht, Hilfe bei den Menschen? Oder ist es die von den rastlos arbeitenden Traubenlesern ausgestrahlte Wärme, die sie anzieht? Oder halten sich vielleicht hier in menschlicher Nähe noch die letzten Müden auf, denen sie nachjagen? Auf welche Weise sich auch diese eigenartige Erscheinung erklären mag, ihr Benehmen muß jedenfalls einen ganz besonderen Grund haben, da im heißen Sommer dergleichen niemals beobachtet wird. Nach den tot aufgefundenen Exemplaren zu urteilen, sind es fast ausschließlich junge Schwalben, die noch hier zurückgeblieben sind. Falls die rauhe Witterung noch einige Tage anhält, wird keine von ihnen den warmen Süden erreichen, da ihnen zu dieser Reise die Kräfte fehlen. —

### Technisches.

— Feuerfeste Gefäße aus Magnesia. Einer der feuerfestesten Körper, die wir kennen, die reine Magnesia, ist zu physikalischen Arbeiten bei sehr hoher Temperatur wohl schon benutzt worden, aber nur in kleinem Maßstabe, da es nicht gelang, der Magnesia die für größere Gefäße erforderliche Festigkeit zu

verleihen. Erst durch die ausgedehnten Versuche im Betriebslaboratorium der Porzellanmanufaktur in Berlin ist es möglich geworden, technische Gegenstände auch in größeren Abmessungen herzustellen. So können jetzt Rohre bis 80 Zentimeter Länge und 7 Zentimeter Durchmesser bei einer Wandstärke von 7,5 Millimeter, sowie Tiegel bis 50 Zentimeter Höhe von beliebigem Durchmesser und jeder Wandstärke hergestellt werden. Die damit angestellten Versuche bezüglich der Haltbarkeit ergaben, daß sie auch bei plötzlichem Erhitzen im Gebläse nicht sprangen und keinerlei Formveränderungen erlitten. Aus dieser Magnesia hergestellte Rohre vertragen sogar bis zu einer Temperatur von 1750 Grad im elektrischen Ofen erhitzt, keinerlei Schwindungserscheinungen, und was das wesentlichste ist, keine Spur von Elektrolyse. Das Aussehen dieser nur aus reiner Magnesia bestehenden Gegenstände ist dem des verglühten Porzellans ähnlich. Die Versuche werden fortgesetzt, und es soll später über die Verwendbarkeit, sobald Gutachten wissenschaftlicher Institute und aus der Technik vorliegen, berichtet werden. — („Techn. Rundsch.“)

### Humoristisches.

— Die Kuttelfled. Zwei wandernde Scholaren sprachen im Hause eines Rabbiners vor, um dort nach traditioneller Gepflogenheit eine Gratismahlzeit zu erbitten. Da die Frau gerade mit Aufräumen beschäftigt ist, weist sie die Bittsteller in die Küche: „Geht nur hinein, da steht e Schüssel mit Kuttelfled (Getöse); aber eht se nicht ganz auf, denn es kommen vielleicht noch andere, daß die auch noch eppes finden.“

Die beiden Hungerigen machen sich über die Schüssel her und vertiefen sich demachen in die Kuttelfled, daß diese binnen fünf Minuten bis auf den letzten Rest verilgt sind. „Großartig hat's geschmeckt!“ sagt der eine. „Au weiß,“ sagt der andere, „wir haben doch der Rebbezin (Rabbinerin) versprochen, was übrig zu lassen!“ Große Verlegenheit. Endlich öffnet sich ein Ausweg: der eine entschließt sich ein Stück seiner Lederhose zu opfern; etwas Sauce ist zum Glück noch vorhanden, und mit dem zerschnittene Leder vermischt, sieht die Geschichte genau aus wie Kuttelfled.

S kaum haben sie das Haus verlassen, als sich zwei andere Scholaren einstellen. Die Frau überzeugt sich, daß noch ein ansehnlicher Rest des Gerichts in der Sauce duftet, und weist die neuen Ankömmlinge an die Schüssel.

Die fangen an zu essen und sich die Zähne anzubrechen. „E Bissle hart is es“, meint der eine, worauf der andere bemerkt: „Hart mög es sein, aber der Schlag soll se treffen, de Rebbezin, was näht se noch Knöpp an de Kuttelfled!“ — („Lustige Blätter.“)

### Notizen.

— Neue Zeitschriften. Unter dem Titel „Weg nach Weimar“ erscheint seit Anfang Oktober in der Verlage von Greiner u. Pfeifer in Stuttgart ein neues Literaturblatt. Herausgeber ist Fritz Lienhard. Das Blatt wird jeden Monat in einer Stärke von drei Bogen ausgegeben. Alle wesentlichen Artikel schreibt der Herausgeber selbst. Preis vierteljährig 1 M. 50 Pf. — In Berlin ist dieser Tage die erste Nummer einer illustrierten Wochenchrift herausgekommen. „Das Leben“ (Herausgeber Artur Kirchhoff) behandelt soziale, biologische, philosophische und künstlerische Fragen. Zahlreiche Illustrationen auf Kunstdruckpapier sind beigegeben. — „Die Mäusete“, eine humoristische Wochenchrift, hat in Wien zu erscheinen begonnen. Unter den Mitarbeitern wird der Zeichner Hans Schliehmann genannt. —

— Gerhart Hauptmann hat, wie die „V. Z. am Mittag“ erfährt, sein neuestes Werk „Die ledigen Jungfrauen von Bischofsberg“ vom Lessing-Theater zurückgezogen, um ihm eine neue Fassung zu geben. —

— Tausend Theaterstücke sind in den letzten drei Jahren bei der Direktion des Göttinger Stadttheaters eingereicht worden. —

— Ninon von Lenelos, ein einaktiges Drama von Ernst Hardt hatte bei der Erstaufführung im alten Stadttheater zu Köln einen großen Erfolg. —

— Im Horiaal des Kunstgewerbemuseums. Prinz Albrecht 7—8, wird Dr. Peter Jessen für Angehörige des Buchgewerbes acht Vorträge über die Buchkunst der alten Meister halten. Die Vorträge finden am Montag abends 8 1/2 bis 9 1/2 Uhr statt. Beginn: Montag, 30. Oktober. —

— Die zur Erforschung der Schragogenruinen Galiläa von der Deutschen Orientgesellschaft und dem Palästinaverein ausgesandte Expedition, aus den Archäologen und Architekten Hiller, Kohl und Wajinger bestehend, ist vor kurzem heimgekehrt. Man hat eine sehr reiche Beute angetroffen, nicht nur an altjüdischen, sondern auch an klassischen und islamitischen Wandmalern, und gedenkt die Ergebnisse bald zu veröffentlichen. —

— Ein dreijähriges Pferd, das über Sommer auf der Pferdeweide bei Welschneudorf (Westerwald) gewesen war, wurde vor kurzem nach Niedergrenzheim zurückgebracht. In einer der folgenden Nächte entkam das Tier aus seinem heimatlichen Stalle und fand den etwa 30 Kilometer langen schwierigen Rückweg zu seiner liebgewonnenen Weide. Es durchbrach von außen die Umzäunung und wurde morgens bei seiner Herde wieder angetroffen. —